

»GROSSER VERKANNTER MANN«

Deutsche Dichter im Dialog mit Luther

Von Kurt Ihlenfeld

I

Beginnen wir mit jener überaus unwirschen Absage an Luther, durch welche Thomas Mann vor nunmehr 22 Jahren seine bekannte Washingtoner Rede über »Deutschland und die Deutschen« leider glaubte verunstalten zu sollen. Juni 1945. Man mußte ihm die Erregung der Stunde zugute halten, aber es schmerzte doch, einen so glänzenden kritischen Geist auf so unkritisch ausbrechende Weise ein großes Thema verfehlen zu sehen, folgendermaßen: »Ich liebe ihn nicht, das gestehe ich offen. Das Deutsche in Reinkultur, das Separatistisch-Antirömische, Antieuropäische befremdet mich, auch wenn es als evangelische Freiheit und geistliche Emanzipation erscheint. Und das spezifisch Lutherische, das Cholerisch-Grobianische, das Schimpfen, Speien und Wüten, das fürchterlich Robuste, verbunden mit zarter Gemühtiefe und dem massivsten Aberglauben an Dämonen, incubi und Kielkröpfe, erregt meine instinktive Abneigung. Ich hätte nicht Luthers Tischgast sein mögen. Ich hätte mich wahrscheinlich bei ihm wie im trauten Heim eines Ogers gefühlt.«

Starke Worte, nicht wahr. Auch böse Worte. Vor allem auch Worte, die einer geschichtlichen Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts gegenüber gebraucht, eine Gereiztheit offenbaren, so als wäre diese, wäre Martin Luther imstande, die historische Distanz unversehens zu durchbrechen und einem Menschen von heute unmittelbar auf den Leib zu rücken. Was von anderen Größen des Jahrhunderts, Dürer oder Münzer oder Maximilian, keineswegs gesagt werden könnte. Es muß aber nicht »Liebe« sein, was von uns bei unserem Umgang mit großen Menschen und Geistern der Vergangenheit gefordert wird. Goethe zu lieben oder Mozart oder Rembrandt - das wird ja immer nur mittelbar, nämlich durch das Werk, in welchem die Person sich repräsentiert, möglich sein.

Ganz rein, ganz authentisch wird freilich auch diese Repräsentation kaum genannt werden können. Auch dann nicht, wenn die Nachwelt sich zur Vergegenwärtigung vergangener Erscheinungen heute und künftig des Films und der Schallplatte bedient. Auch Jubiläen tragen nur wenig dazu bei, die Kluft, die zwischen einst und heute, zwischen den Toten und den Lebendigen besteht, zu überbrücken, machen vielmehr den Abstand und die Unmöglichkeit zureichender Kommunikation über Jahrhunderte hin oft nur noch deutlicher fühlbar.

Es gibt Grade des Abstandes, der Entfernung und Entfremdung. Übertrifft nicht doch wohl Mozart bei weitem Martin Luther an »Gegenwart«, an »Anwesenheit«? Ist es nicht so, daß kaum einer der ganz Großen unsers Volkes sich so schwer im Gedächtnis und der Verehrung der Nachwelt hat erhalten können wie Martin Luther? Heute jedenfalls besitzt nur eine kleine Zahl von Lutherforschern, Lutherkennern - vorwiegend Theologen - eine zureichende Vorstellung von Werk und Wesen des Reformators. (Unter den jungen Theologen ist »Liebe zu Luther« nur wenig verbreitet.)

Vor 50, vor 100 Jahren umgab seine Person immer noch eine gewisse Aura von Volkstümlichkeit, Volkswichtigkeit. Wartburg und Worms, die Bibel und das Pfarrhaus, in solchen Symbolen, die an der historischen Wirklichkeit nur geringen Anteil hatten, stellte sich eine gewisse Bild- und Wortverbindung zum »Doktor Martin Luther« immer wieder her. Seit dem zweiten Weltkrieg scheint auch diese abgerissen zu sein. Ist es der Kirche, der lutherischen Kirche, gelungen, auch nur in ihrem eigenen Bereich der zunehmenden Luther-Entfremdung zu wehren? Auch die sogenannte Luther-Renaissance der zwanziger Jahre - der die dialektische Theologie rasch den Rang abließ - ist über den engeren Kreis der Fachwissenschaft kaum hinausgedrungen.

Und in der Literatur? Immerhin hat Martin Luther, ohne es zu wollen, gleichsam nebenbei, der deutschen Sprache, der deutschen Literatur neue Wege, neue Möglichkeiten erschlossen. Dieser sein Anstoß hat lange nachgewirkt, der Zeugnisse dafür gibt es unendlich viele, direkte und indirekte. »Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben«, meinte Goethe zu Eckermann. Ja eben - wir wissen es gar nicht. Waren und sind die Wirkungen entscheidender Geister aber von dem Wissen abhängig, das nachfolgende Generationen davon haben? Ist nicht die unterirdische Wirkung oft die wichtigere gegenüber der offen zutage liegenden? Allerdings stimmten noch Lessing, Herder, Hamann mit Goethe im Wissen um Luthers Wirkung auf ihre Zeit, auf ihr Werk überein. In heutiger Literatur ist dieses stark verflüchtigt. Trotzdem ist die Wirkung da. Wir zehren von ungewußten, unbekanntem Gaben und Gütern. Geradezu Seltenheitswert hat freilich ein Bekenntnis zu Luther wie das von Gerhard Nebel in seinem Buche »Hinter dem Walde«, 1964, S. 187: »Meine Kraft, das Strandgetümmel zu ertragen, ziehe ich aus Sonne und Meer, aus stundenlangen Wanderungen über die Berge des Makis, vor allem aber aus den Stunden, die ich auf der Terrasse unter einer alten Korkeiche bei der Lektüre verbringe, Luthers Römerbriefvorlesungen von 1515/16, die ›Theologie Martin Luthers‹ von Paul Althaus . . . Luther verzaubert mich wie eh und je, meine Verfassung kann sein, wie sie will, nach einigen Zeilen Luthers bin ich ein Kind Gottes, werde ich zerstampft und neugeboren.«

Das ist ganz hamannisch gedacht und gesagt. Unter gegenwärtigen Philosophen war es denn auch einer, der mit Hamann wie mit Luther in Kommunikation stand und ausdrücklich bedauerte, daß »Luthers Theologie im ganzen trotz ihrer tiefgreifenden geistigen Wirkung nur in auffallend geringem Maße die Beachtung der Philosophen gefunden« habe: der 1958 verstorbene Erwin Metzke in seinem Buch »Coincidentia Oppositorum« - und ebendort: »So ist bis heute Luthers Bedeutung in der Philosophiegeschichte merkwürdig unbeachtet geblieben, obgleich niemand bestreitet, daß durch Luther das überkommene Welt- und Existenzverständnis bis in den Grund in Bewegung geraten ist.« *Vox clamantis in deserto.*

II

Bis in den Grund. Wir verkennen nicht, was Goethe bei uns an menschenbildnerischer Wirkung gehabt hat. Ob er diejenige Luthers überflügelt oder gar abgelöst hat, ist eine andere Frage. Er selber gesteht, Dichtung und Wahrheit III, 12, zur Zeit seiner Beschäftigung mit vaterländischen Altertümern - »so ward ich durch die biblischen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luthers Leben und Taten, die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten.« In diesen Worten spricht sich »Begegnung« aus, wie wir das schwer ergründbare Phänomen der Kommunikation eines Heute mit einem Gestern einmal nennen wollen. Begegnung - ich weiß, was ich sage - von Person zu Person, auch bei Herder, auch bei Lessing, so oft sie von Luther sprechen. Als lebte der noch, von dem Lessing emphatisch ausrief: »Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will. O daß Er es doch könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! - Luther, du! - Großer, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daher schlendern! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst. Wer erlöst uns vom unerträglicheren Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer?« (Absagungsschreiben an Goeze, Anhang der »Parabel«, 1778).

Ungefähr um dieselbe Zeit, April 1780, schrieb Hamann an Herder: »Am Sonntage Jubilate verfiel ich durch einen eigenen nexum idearum auf den Einfall, Luthers Schriften zu lesen, und bin bis heute mit dem ersten Teile der Jenaischen Ausgabe fertig geworden, die ich leider inkomplet besitze. Ich habe mich wie ein Schwamm daran vollgesogen, denke nicht nur fortzufahren, sondern auch die Walchische Ausgabe hier zum Gebrauche auf-

zutreiben. Sind wir nicht eben wieder auf demselben Fleck, von dem er ausgegangen?»

Hamanns Biograph, Josef Nadler, bemerkt geradezu: »Hamann war in der Luthergemeinde aufgewachsen. Dem Luthertum hing er wie sein engeres Vaterland mit fester Überzeugung an, und zu Luther hatte er ein fast persönliches Verhältnis« (Johann Georg Hamann, S. 429).

Schließlich Herder: »In Luthers Schriften ist ein so gesunder Verstand mit solcher Stärke des Muts und Wärme des redlichen Herzens verbunden, daß ich oft, von der kalten Grübelei jüngerer Zeit ermattet, mich nur an ihm erquickt habe« (Briefe, das Studium der Theologie betreffend, 1781).

Das sind ziemlich einhellige Zeugnisse für die »Gegenwart« Luthers um 1780 - sie ließen sich leicht um viele andere vermehren.

250 Jahre trennten diese Autoren von Luthers Lebenszeit, wie uns nun auch schon wieder 200 von der unserer Klassiker. Offenbar hatte die Person Luthers als solche ebenso wie die in seinen Schriften integrierte - als Sprachperson integrierte - mehr als jede andere und quer durch die verschiedensten Zeiten, Probleme, Generationen sich als eine Macht der Anrede erwiesen, was doch wohl nicht zuletzt, sondern zuerst mit seinem in der Dreieinheit von Wort, Schrift und Tat sich ausdrückenden Wahrheitsmut zusammenhängt. Einer Dreieinheit, die in den meisten seiner Schriften das formende Element abgibt: insofern diese vornehmlich als Gelegenheitsschriften zutage traten, insofern Luther sich in jeder an seine Leser unmittelbar wandte, insofern es mit dem geschriebenen Wort in vielen Fällen zugleich auf eine Aktion abgesehen war, endlich insofern eben dadurch das geschriebene Wort den Charakter des gesprochenen gewann. Das gilt sogar für Luthers Bibelübersetzung, während der er, auf der Wartburg, sich den deutschen Text laut vorzusprechen pflegte. Goethe hat im Westöstlichen Diwan - tief in den Geheimnisgrund dichterischer Anrede blickend - dafür die schöne Formel gefunden: »Wie das Wort so wichtig dort war / Weil es ein gesprochen Wort war«. Heute ist bei uns alles durchaus Buch- und Lesesprache, reine Literatur, die Theologie auf geschriebene Texte fixiert, wie das bei Luther nie gewesen ist. Ihm war das Evangelium »eine rufende Stimme, nicht eine Schrift«, und es scheint, daß er am Täufer Johannes eben dies bewunderte, wenn er von ihm sagt: er sei »der erste aller Prediger des Evangeliums, er schreibt nichts, er schreiet aber alles mit der lebendigen Stimm« (Adventspostille, S. 219). Das war er, das tat er, Martin Luther, auch und ergoß diese seine Anrede-Kunst in alle möglichen literarischen Formen, ohne daß ihm die eine oder andere wirklich genug getan hätte. Heinrich Bornkamm in seinem schönen Aufsatz »Luther als Schriftsteller« (Festschrift für Paul Böckmann, Hamburg 1964) bemerkt dazu: »Luther schreibt keine Dialoge, sondern er führt sie. Er hat die Theaterwelt der

Gesprächbüchlein oder sonstigen Einkleidungen völlig abgestoßen, aber er befindet sich in ständigen Zwiegesprächen riesigen Ausmaßes: mit Gott in seinem Wort, mit Menschen oder Ständen, denen er seelsorgerlich helfen möchte, mit einer großen Schar von Gegnern der verschiedensten Art. Es sind Zwiegespräche von nackter Realität, in denen keine literarische Konvention zwischen den Partnern steht.«

Begegnung, sagten wir. Und versuchten, die zwischen dem Reformator des 16. Jahrhunderts und den Dichtern des 18. als eine solche von Person zu Person zu verstehen. Was diese aber ermöglichte, meinten wir der durchdringenden Anredekraft von Luthers Person und Werk zuschreiben zu sollen. Wahrscheinlich - man müßte es einmal nachprüfen - umschloß damals immer noch der eine und gleiche Erfahrungsraum die Generationen von Luther bis Goethe, immerhin volle drei Jahrhunderte. Ich möchte das an einem besonders plastischen, zugleich poetischen Beispiel verdeutlichen, nämlich dem Weihnachtsbrief, den der junge Goethe aus Frankfurt nach Wetzlar schrieb, an die Kästners, die noch verlobt waren, 1772, ein halbes Jahr vor Beginn der Arbeit am »Werther«. Die ungemein atmosphärische, morgenschöne Epistel beginnt folgendermaßen: »Christtag früh. Es ist noch Nacht, lieber Kästner, ich bin aufgestanden um bey Lichte Morgens wieder zu schreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten heraufruft. Ich habe mir coffee machen lassen den Festtag zu ehren und will euch schreiben bis es Tag ist. Der Türmer hat schon sein Lied geblasen ich wachte darüber auf. Gelobet seyst du Jesu Christ.«

Es ist Luthers Weihnachtslied, das da, altmodisch vom Türmer geblasen, an die Ohren des jungen, leidenschaftlichen Autors dringt. (So wie das mittelalterliche Osterlied »Christ ist erstanden« an die Ohren des verzweifelnden Doktor Faust.) Brief und Szene bezeugen die »Gegenwart« Luthers im Daseinsraum des jungen Goethe mit großer Selbstverständlichkeit. Aber auch die lokale, städtische Umwelt war die gleiche, immer noch, wie sie den Reformator umgab - unbeschadet mancher, in den historischen Grenzen sich vollziehender Veränderungen. Das beweisen folgende Zeilen des Briefes: »Wir hatten einen schönen Abend zusammen wie Leute denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein den heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ bescheeren wollen. Als ich über den Marckt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah dacht ich an euch und meine Bubens wie ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein Himlischer Bote mit dem blauen Evangelio und wie aufgerollt sie das Buch erbauen werde. Hätt ich bey euch seyn können ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illuminieren, daß es in den kleinen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels gegläntzt hätte. Die Thorschließßer kommen vom Burgemeister, und rasseln mit Schlüsseln. Das erste Grau des Tags

kommt mir über des Nachbars Haus und die Glocken läuten eine Christliche Gemeinde zusammen. Wohl bin ich erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt . . .«

Wie »mittelalterlich« mutet doch diese Beschreibung an! Da verstand sich der dichterische Schritt aus dieser Wirklichkeit ins Faust-Studierzimmer ohne weiteres. Trotz englischer, französischer, deutscher Aufklärung war bei uns »irgendwie« immer noch »Lutherzeit«. Milieu und Atmosphäre - man denke an Goethes alchemistische Studien im Elternhaus, wie solche aber auch am preußischen Königshof betrieben wurden (vgl. Jochen Kleppers Roman »Der Vater«) - lassen sich auf zeitgenössischen Stadtansichten studieren, aber auch im ersten Buch von Dichtung und Wahrheit. Goethe wie Hamann, Herder, Lessing reichten in diese »Lutherzeit« so zurück wie wir heute, wir Älteren, Mitte der Sechziger, in die »Goethezeit«. Danach reißt es dann ab. Nein, nicht erst danach. Unser Brief verrät am Schluß schon die im Gange befindliche »Emanzipation«: »Nun Adieu, es ist hell Licht. Gott sey bey euch, wie ich bey euch binn. Der Tag ist festlich angefangen. Leider muß ich nun die schönen Stunden mit Rezensieren verderben . . .« Mochten draußen die Glocken »eine christliche Gemeinde zusammenläuten«, Autor Goethe ist mit Rezensieren beschäftigt, beginnt den Weihnachtstag auf literarische Weise.

Anders Hamann in Königsberg. Wenn jemand damals im Bereich der Literatur aus der Begegnung mit Luther jene »Lähmung« davontrug, die Jakobs »Lohn« für seinen Kampf mit dem Engel war, so Johann Georg Hamann. Seine Briefe geben ergreifendes Zeugnis von einem Umgang mit Luther, den er selber einmal als »lutherisieren« bezeichnete und der, wie schon die oben mitgeteilte Briefstelle beweist, in unausgesetztem Lesen von Luthers Schriften bestand, auch er in Königsberg noch durchaus lutherzeitlich bestimmt, was Milieu und Atmosphäre betrifft, doch wird das ja in dem Augenblick uninteressant, wo derartige Bedingungen hinfällig werden zugunsten einer Begegnung im Glaubensraum: diese aber hat damals vielleicht nirgends so intensiv, so urkräftig stattgefunden wie beim Zöllner Hamann. Er also versah seinen Weihnachtsbrief vom 26. Dezember 1784, an Johann Friedrich Reichardt, mit dem ergreifenden Zusatz: »So kommt Gott eh wirs uns versehn / und läßt uns sehr viel Guts geschehn. Amen. - sang unsre selige Mutter und Wärterin, leider aber nicht mehr. - Unsere Kinder sollen erst Christen, hernach schöne Geister u. wenn sie können auch Philosophen werden; nicht umgekehrt, die Pferde hinterm Wagen angespannt.«

Das ist die Frontstellung damals zwischen »Lutherzeit« und »Goethezeit«. Dort in Frankfurt der in die »Literatur« aufbrechende Autor des Götz und des Werther - hier in Königsberg der unter der Tyrannei des »Salomon von Preußen« und seiner französischen Beamten seufzende, aber immer tiefer in

die alte, klassische »theologia crucis« eindringende Magus. »Erst Christen, nicht umgekehrt.« Freilich - die Zukunft, die nächste, bis heute dauernde, sollte der geistlichen Begegnung mit Luther nicht günstig sein. Was aber die »Lutherzeit« bis zum Ende des 18. Jahrhunderts betrifft, so steht zu vermuten, daß auch da, wo die geistliche Begegnung mit dem Reformator nicht ausdrücklich bezeugt wird, sie dennoch - auch dann, wenn die damalige »Moderne« die theologia crucis zu verdrängen drohte, auch die theologische Moderne - immer noch durchzubrechen vermochte. Zuletzt wohl bei Matthias Claudius - auch er ein Freund und Schüler Johann Georg Hamanns, des eigentlichen Statthalters des Lutherglaubens in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts.

III

Thomas Mann sprach von unserm Jahrhundert gern als dem »kritischen Jahrhundert« und lieferte mit seinem eigenen Werk den Beweis für die Richtigkeit dieser Bezeichnung. Aber auch dafür, daß Kritik nicht Kontinuität, nicht Kommunikation mit der Vergangenheit erschwert oder ausschließt. Sein großes essayistisches Werk handelt in weit größerem Maße von Kunst und Künstlern vergangener Jahrhunderte, vornehmlich des 18. und des 19. als von zeitgenössischen Dingen. Die großen Reden und Aufsätze mindestens sind alle Gestalten der erwähnten Epoche gewidmet: Lessing, Schiller, Schopenhauer, Goethe, Wagner - immer wieder Goethe, immer wieder Wagner. Auch Fontane und Tolstoi. Von Martin Luther handelt keiner der großen Essays - aber von Erasmus auch nicht. Unter den kleineren Arbeiten kommt Luther auch nicht vor. Dennoch - es läßt sich nachweisen, daß Thomas Mann sein Leben lang, sein langes Schriftstellerleben lang, in offener oder geheimer Kommunikation mit Luther stand. Man kann den Beginn davon genau datieren, nämlich mit der ersten Zeile der »Buddenbrooks«, die ja wohl noch kurz vor der Jahrhundertwende geschrieben wurde: »Was ist das. - Was - ist das . . .«, und es folgen die entsprechenden Zitate aus dem Kleinen Katechismus: »Ich glaube, daß mich Gott -« und fügte, die kleine Antonie, »während ihr Gesicht sich aufklärte, rasch hinzu: geschaffen hat samt allen Kreaturen«, bis hin zu den berühmten, den alten M. Johann Buddenbrook »zum Kichern bringenden« Worten der Auslegung: »Dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker und Vieh . . .« Das war um 1900. Am 16. März 1955, in einem Brief aus Kilchberg, verriet der Achtzigjährige: »Unter uns gesagt habe ich ganz anderes im Kopf, nämlich ein aufführbares Stück: »Luthers Hochzeit«, wofür ich viel lese und notiere, ohne etwa sicher zu sein, daß ich es zustande bringe.«

Und noch in einem seiner letzten Briefe, 19. Juni 1955, wenige Wochen

vor seinem Tode, bezeugte er: »Wenn es wahr ist, was Jules Romain wahr haben will, daß ich der deutschen Prosa einiges beigebracht habe, was sie bisher nicht gekannt hat, so geschah es in der Nachfolge großer deutscher Sprachbildner wie Luther, Goethe und Nietzsche.« Am Pfingstmontag 1954 läßt er die Tochter Erika wissen, ihm schwebte etwas vor »wie eine kleine Charaktergalerie aus der Reformationsepoche, Momentbilder von Luther, Hutten, Erasmus, Karl V., Leo X., Zwingli, Münzer, Riemenschneider . . .« Eine Epoche, von der er wieder ein Jahr zuvor als »seinem Steckenpferd« spricht. Und noch während der Arbeit am Krull - bei der sich ihm »öfter die Frage erhebe: Was soll der Unsinn?« - kommt ihm die Idee, »eine würdig-meisterhafte historische Novelle über Erasmus, Luther und Ulrich von Hutten zu schreiben«. Am 7. Januar 1948 fragt er - in merkwürdigem Gegensatz zur Washington-Rede: »Jetzt wird in Deutschland gegen Luther, Friedrich, Bismarck, Nietzsche, Wagner, womöglich auch gegen Goethe, geeifert. Will man seine Geschichte, sein Deutschtum abschütteln?« Hingegen am 15. September 1946 heißt es zu eben diesem Thema: »Ich weiß, daß Goethe, wie all unsre Großen, wie Luther, Bismarck, Nietzsche, zwar eine ungeheure Zierde des Deutschtums, aber, als prägende Macht, doch auch ein Verhängnis dafür war.« Die krasseste Äußerung findet sich in einem französisch geschriebenen Brief an Graf Carlo Sforza vom 13. August 1941: »Luther, disais-je précisément comme vous, avait déjà des traits décidément nazistes. Et quelles horreurs ne se trouvent pas chez Fichte! Quelles menaces dans la musique et encore plus dans les écrits de Wagner! Quel mélange de clarté et de ténèbres chez Schopenhauer et chez Nietzsche!«

Das ist ja nun alles wunderbar pauschal gedacht und gesagt, im Grunde wußte ers wohl besser, und man versteht, daß er später an eine Revision eben dieser Revision gedacht hat. Geht man noch weiter zurück, nämlich in den ersten der drei Briefbände, so bietet dieser, 1889 bis 1936, nur vier Luthererwähnungen, von welchen auch nur eine von Belang ist, darum weil sie die zuletzt erwähnte Unheilslinie - die also schon damals (zur Erklärung der deutschen Kriegsschuld?) erfunden worden war (wirklich von Heinrich Mann, gegen den sich die Stelle ja unausgesprochen richtet?) - energisch abweist: »Das große Deutschtum von Luther (spätestens von Luther) bis auf Bismarck und Nietzsche widerlegt und entehrt, das ist die Tatsache, die von manchen unter uns begrüßt wird, die in manchen wohl-erwogenen Paragraphen der Friedensbedingungen festgelegt wird, und die ich in meinem Kampfe gegen den Civilisationsliteraten nicht zur Tatsache werden lassen wollte« (5. Juli 1919).

Die Sätze weisen zurück auf die kurz zuvor, 1917, erschienenen »Betrachtungen eines Unpolitischen«, in welchen sich ja auch ein langes Kapitel »Vom Glauben« befindet. Ausdrücklich hat Thomas Mann nach 32 Jahren die

erneute Veröffentlichung dieser Urausgabe des Buches gewünscht, u. a. mit der Begründung, daß es »charakteristisch sei für eine Phase in der Entwicklung seines Autors«. Man muß das ehren. Zum Kopfschütteln gibt es, unter heutigen Aspekten und im Blick auf spätere Entwicklungsphasen des Dichters, reichlich Anlaß.

Zu unserm Thema lesen wir darin folgendes: »Wirklich war Luther, wie beträchtlich auch seine politischen Wirkungen sein mochten, für seine Person ein ausgemacht unpolitischer Mensch. Es steht fest, daß er weder politische Begabung, noch politisches Interesse, noch politische Absichten und Ziele hatte. Es handelte sich für ihn nicht um Dinge dieser Welt, es handelte sich um seiner Seelen Seligkeit - ja, unmittelbar nicht einmal um die der andern, sondern um seine eigene.«

Das ist von allen hiergehörigen Äußerungen Thomas Manns, wenn ich recht sehe, die einzige, in welcher er ein wenig dichter an den Kern der von ihm man möchte sagen: widerwillig umworbenen Persönlichkeit Luthers gelangt. Gleich auf der nächsten Seite, 505, heißt es: »In Wahrheit hat man in der Reformation ein Ereignis von echt deutscher Majestät zu verehren, ein Ereignis und Faktum der Seelen - undeutbar, unkritisiert eigentlich, wie das Leben. Das kritisch deutende Werk verblaßt davor und sinkt ohnmächtig dahin. Man kann dieses Ereignis revolutionär oder rückschlägig, umstürzlerisch oder erhaltend, demokratisch oder aristokratisch nennen: es ist das alles auf einmal, es ist tief, trotzig, verhängnisvoll, programmwidrig, persönlich und groß. Denn es ist, nach gut deutscher Art, ganz und gar das Werk eines großen Mannes, einer zwar gewaltig nationalen, aber ebenso gewaltig und reich individuellen Persönlichkeit, geboren aus ihren eigenen Kämpfen und Nöten, mit ihrem Stempel behaftet für immer. War die Reformation ein ›Glück?‹ Nein, das war sie garnicht.«

Nicht ohne tiefere Absicht setzt der Autor das Wort Glück in Anführungszeichen. Er will sagen: auf Glück kommt es nicht zuerst an, wenn etwas Großes - volksmäßig wie individuell Großes - in Erscheinung tritt. Das ist ganz im Sinne Jakob Burckhardts gedacht, dessen »Weltgeschichtliche Betrachtungen« ja auch ein Kapitel über »Glück und Unglück in der Weltgeschichte« enthielten. Sehr kritisch, bewußt kritisch aber ist es gemeint, wenn Thomas Mann 30 Jahre später, 26. Dezember 1947, mitten in der Auseinandersetzung mit dem Nachkriegsdeutschland und dessen literarischen Sprechern, bemerkt: »Der große Mann ist ein öffentliches Unglück, sagen die Chinesen. Besonders der deutsche große Mann ist das. War Luther kein öffentliches Unglück?« (und gleich weiter fragt: »War Goethe keins?«) Seltsame Ambivalenz der Stellungnahme zu diesem einen großen Deutschen.

Luthers Anziehungskraft auf Thomas Mann ist evident. Nicht minder

evident eine Art von Erschrecken - »ich hätte nicht Tischgast im Hause Luthers sein mögen«. Beides zusammen beweist aber die Gegenwart Luthers in Werk und Leben Thomas Manns. Da es ein Schriftstellerleben war und ein episch-erzählendes Werk, so interessiert uns natürlich die Frage nach Luthers literarischem und sprachlichem Einfluß auf Thomas Mann. Auch in der Washingtoner Rede wußte er zu rühmen: »Nichts gegen die Größe Martin Luthers. Er hat nicht nur durch seine gewaltige Bibelübersetzung die deutsche Sprache erst recht geschaffen . . . er hat auch der Forschung, der Kritik, der philosophischen Spekulation gewaltigen Vorschub geleistet.«

Ein bißchen summarisch und allgemein das alles. Man könnte es sich differenzierter vorstellen bei einem sonst so kritisch-differenziert denkenden und schreibenden Autor. Nicht vergessen sei die Zusammenschau von Lessing und Luther in Manns Berliner Akademierede auf Lessing, 1929, den er darin »den größten Protestanten zwischen Luther und Nietzsche« nennt und von dem er den oben mitgeteilten Ausruf zitiert: »Großer, verkannter Mann!« usw. Viel wichtiger dünkt uns die in den Briefen mehrfach vorkommende Bekundung eines nicht bloß flüchtigen Umganges mit Luthers Briefen und Schriften, aus welchem er bisweilen ihn besonders ansprechende Stellen anführt. So eingangs eines Briefes an Albrecht Goes vom 17. März 1955: »Gnad und Fried zuvor, würde Bruder Martinus Eleutherius, Augustiner, beginnen.« (Luther schloß manche seiner Briefe mit dieser Selbstbezeichnung: »Eleutherius«.) Ein andermal, 5. Juni 1952, entschuldigt er sich wegen allzu matt ausgefallener Erwiderung auf ein Buchgeschenk, er fühle sich des längeren nicht wohl - »und bin dabei immer, wie Luther in einem Briefe so ausdrucksvoll sagt und klagt - ich citiere es gern, und Sie wissen ja ein Lied davon zu singen - »überladen, übermengt, überfallen mit Sachen.« Dasselbe Zitat erscheint bereits am 9. Februar 1946 mit dem Zusatz: »Dieses Reformationsdeutsch ist prächtig. Adrian Leverkühn hat eine besondere Affinität dazu.« In dem Roman vom Teufelsbündler unserer Tage entlud sich der in der Emigration angesammelte Groll des Dichters über das leicht verführbare und wieder einmal besonders schlimmer Verführung erlegene deutsche Volk, und offensichtlich trug die dafür gewählte Form des Romans einiges dazu bei, in der karikierenden Darstellung Luthers - vielleicht gegen besseres Wissen und Wollen - des Guten, vielmehr Schlimmen zuviel zu tun. Leider muß ja das im Briefe gerühmte Reformationsdeutsch im Roman dazu erhalten, die Karikatur auf die Spitze zu treiben. Man erinnert sich wohl an den fatalen Theologieprofessor Kumpf, einen anderen »Unrat«, auf anderer Ebene als der von Bruder Heinrich in seinem also betitelten Roman gezeichnete Pädagoge.

Aus der Arbeit am Faustus-Roman stieg aber auch der Seufzer: »Zur Entschuldigung führe ich am besten den Anfang eines Briefes Martin Luthers

vom Jahre 1542 an: »Ich habe nicht Zeit, viel zu schreiben. Ich bin abgemattet von Alter und Arbeit - alt, kalt, ungestalt, wie man sagt - aber auch so läßt man mir keine Ruhe, man peinigt mich von Tag zu Tag mit einer Masse von Fällen und Schreibeereien«. Ein zutreffendes Bild meines Daseins - so wenig ich sonst mit Luther gemeinsam habe, mit den Fällen und Schreibeereien stimmt es . . . Und auch mit dem äußerst pessimistischen Blick stimmt es leider, den er danach in Welt und Zeit tut, in die Zukunft Deutschlands und des Türkenkriegs-Europa: »Der Welt droht Untergang, darauf deutet gewiß das Wüten Satans und daß die Menschheit zum Vieh wird.« Kenn' ich, kenn' ich. Meine Laune und mein Ausblick auf das, was wir in Europa noch erleben werden, und dann hier, sind nicht viel besser.«

Er hätte ja auch Erasmus lesen und zitieren können! Aber von dem ist in allen drei Briefbänden kaum die Rede. Einmal - 3. Dezember 1945 - bekennt er, »Verwandtschaft mit Erasmus mehr als mit Goethe zu spüren«, nämlich hinsichtlich seiner körperlichen Konstitution, obwohl Erasmus wohl mehr Grund hatte als Thomas Mann, von seinem »Körperchen« zu reden. Dann ist auch einmal die Rede vom Plan einer »Erasmus-Novelle«, 8. April 1952. Das ist alles.

Nach Entlassung aus der großen Arbeit am Leverkühn-Roman kam Thomas Mann auf das Lutherthema noch einmal ausdrücklich zurück, als ihm, dem nach Europa, nicht nach Deutschland, Heimgekehrten das Goethejahr 1949 zu öffentlichen Äußerungen und Vorträgen mannigfache Gelegenheit bot. Im Novemberheft der Berliner Zeitschrift »Der Monat« erschien unter dem Titel »Goethe, das deutsche Wunder« ein zuvor gehaltener Rundfunkvortrag, der ursprünglich, in Anlehnung an die bekannten Figuren im zweiten Faustteil, »Die drei Gewaltigen« hatte heißen sollen und unter diesem Titel endlich auch in den ersten Band der »Reden und Aufsätze«, 1965, eingegangen ist. Und wer waren, wer sind die drei Gewaltigen? Luther, Bismarck, Goethe - die alte, uns schon bekannte (übrigens ja auch von Karl Barth ähnlich manipulierte) Dreieinheit, unter Verzicht, glücklicherweise, auf Hinzunahme des »vierten im Bunde«, des eigentlichen Teufelsbündlers . . .

»Der deutsche Genius«, so begann der Vortrag, »hat sich in drei Monumentalgestalten verkörpert, einer religiösen, einer dichterischen und einer politischen, die bei aller Verschiedenheit ihrer Sendung, ihres Zeitgepräges und ihrer Individualität eine entscheidende Familienähnlichkeit aufweisen.« Merkwürdig ist die für Thomas Mann sonst gar nicht charakteristische Tendenz, die drei so verschiedenen Männer ins Denkmalhafte zu steigern. »Monumentalgestalten«, das sind ja doch eben Denkmalsgestalten, und sie haben alle drei im 19. Jahrhundert, dem denkmalsfreudigen, ihre Standbilder bekommen, die meisten Bismarck, die wenigsten Luther. Dann, zu Beginn des zweiten Absatzes, gibt Thomas Mann zu, daß er »mit wahrer

Herzensneigung nur von einem der drei zu sprechen vermöge«, und das ist natürlich Goethe. Dem Jubiläumsanlaß zuliebe verschiebt er auch die chronologische Folge, indem er Goethe ans Ende der Reihe setzt und dann auf ihn alles Licht der Verehrung und Verklärung fallen läßt, nicht ohne doch auch einzuflechten, daß Goethe von den beiden andern etwas gehabt habe - »den Helden des Tages sehen wir, glaube ich, in wahren Licht, wenn wir den echten und rechten Bruder Luthers und Bismarcks, eine Erscheinung deutscher Gewaltigkeit, in ihm sehen - allerdings die sublimste, humanisierteste, gebändigteste Abwandlung davon, den olympisch gebildeten Titanen - es ist ein Wunder«.

Merkwürdig, noch einmal, diese Neigung zu großen Worten - Gewaltigkeit, Titane, Monumentalgestalten. Jubiläums-Bombasmus? Wir heute mögen das nicht. Weder in dem einen noch in dem andern noch in dem dritten Falle. Wie wir ja auch keine Denkmäler mehr zuwege bringen.

Merkwürdig, ein drittes Mal, wie Thomas Mann mit Luther und Bismarck so überaus summarisch verfährt, ganz im Gegensatz zu seinem sonstigen psychologischen Differenzierungsvermögen, den dritten aber auf Kosten der beiden andern ins Ungemessene steigert, die jeder mit einer einzigen Buchseite abgeseigt werden, während dem Jubilar Goethe deren sechs gewidmet werden. Wir haben es hier mit Luther zu tun und der Leser hat einen Anspruch darauf, in unserm Zusammenhang, jene gewissermaßen programmatische Äußerung im Wortlaut zu erfahren: »Im sechzehnten Jahrhundert erschien der erste, Martin Luther, der Reformator, der die konfessionelle Einheit des Erdteils sprengte, ein Fels und ein Schicksal von einem Menschen, ein heftiger und roher, dabei tief beseelter und inniger Ausbruch deutscher Natur, ein Individuum, klobig und zart zugleich, voller Wucht und Getriebenheit, von bäurisch volkstümlicher Urkraft, Theolog und Mönch, aber ein unmöglicher Mönch, »denn der Mann kann durch natürliche Begier des Weibes nicht entbehren« - sinnlich und sinnig, revolutionär und rückschlägig aus der Renaissance, mit deren Humanismus er keine Fühlung hatte, ins Mittelalter durch stete Balgerei mit dem Teufel und massivsten Aberglauben an Dämonen und Kielkröpfe, geistlich verdüstert und doch lebenshell kraft seiner Liebe zu Wein, Weib und Gesang, seiner Verkündigung »evangelischer Freiheit«, schimpffroh, zanksüchtig, ein mächtiger Hasser, zum Blutvergießen von Herzen bereit: mit den Waffen, schreibt er, müsse man die Pest des Erdkreises angreifen, die Kardinäle, die Päpste und das ganze Geschwür des römischen Sodom, und sich die Hände im Blute waschen; ein militanter Anwalt des Individuums, seiner Gottesunmittelbarkeit und geistlichen Subjektivität gegen das Objektive, die kirchliche Ordnungsmacht, und dabei ein Erzieher seines Volkes zur Untertänigkeit vor gottgewollter Obrigkeit, der die aufständischen Bauern zu stechen, zu schla-

gen, zu würgen auffordert; dem Humanismus seiner Tage, auch dem deutschen, vollkommen fremd, aber desto gemühtiefer versenkt in deutsche Mystik; ein widerborstiger Orthodoxer, der aus der Kirche nur austritt, um eine Gegenkirche mit einem Gegendogma, mit neuer priesterlicher Scholastik und neuen Verketzerungen zu errichten; antirömisch nicht nur, sondern antieuropäisch, furios nationalistisch und antisemitisch, tief musikalisch dabei, auch als Gestalter der deutschen Sprache: - seine Bibelübersetzung, eine literarische Tat ersten Ranges, von der jungen Druckerpresse in Tausenden von Exemplaren ins Volk geschleudert, dankt seiner Musikalität so viel wie seinem liebevollen Ohr für den innigen Tonfall der Mystik, sie schuf die deutsche Schriftsprache und gab dem politisch und religiös zerrissenen Lande die literarische Einheit. - Was nach und von ihm kam und was Erasmus vorhergesagt hatte, entsetzliches Blutvergießen im Glaubenszwist, Bartholomäusnächte, Krieg dreißig Jahre lang, Deutschland entvölkert und in der Kultur zurückgeworfen um Jahre, dreimal soviel, das hätte der stier-nackige Gottesbarbar bereitwillig auf diesen seinen gedrunghenen Hals genommen: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders.«

Man kann ruhig zugeben, daß einige der hier mitgeteilten Züge im Charakterbild des Reformators richtig gezeichnet sind, und muß doch gleich dagegen protestieren, daß diese zu einem Porträt vereinigt wurden unter Ausschluß wesentlicher anderer Züge, die dem Autor entweder überhaupt entgangen sind, oder aber, wenn er sie bemerkt hat, so zuwider waren, daß er sie unterschlug. Und das sind ja doch nun die eigentlich religiösen Elemente der Persönlichkeit, besser ihre elementar religiöse Artung überhaupt - das was Luther zu Luther machte. Unwillkürlich fragt man sich, ob Thomas Mann, der in dem Kumpf-Kapitel eine ziemlich kenntnisreiche Schilderung des das 19. und 20. Jahrhundert erfüllenden Konfliktes zwischen protestantischer Tradition und moderner Liberalisierung liefert, auch nur wenig von zwischen beiden Weltkriegen entstandenen theologischen Literatur zum Luther-Problem gelesen hat - ja, ob er auch von Luther selber die großen, die mächtigen Lehr- und Kampfschriften gelesen habe, die Kommentare, die Postillen, die Briefe usw.

Im Kumpfkapitel bei Beschreibung der deutsch-lutherischen Häuslichkeit des burlesken Professors läßt er diesen nach beendetem Mahl zur Klampfe greifen und »mit dröhnender Stimme Lieder singen wie »Das Wandern ist des Müllers Lust«, auch Lützows wilde verwegene Jagd, die Loreley und Gaudeamus igitur. - »Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang' - es mußte kommen, und es kam. Er rief es aus, indem er vor unsern Augen seine runde Frau um die Mitte faßte.«

Im Goethevortrag nennt er Luther »geistlich verdüstert und doch lebenshell kraft seiner Liebe zu Wein, Weib und Gesang«. Auch hierzu kann man

nur sagen: es mußte kommen und es kam. Schade. Denn soviel hätte dem Autor bei seiner Lutherlektüre wohl aufgehen können, daß das von ihm bemerkte Schwanken zwischen Düsternis und Helligkeit seinen Grund im Grund aller Gründe hatte, die Helligkeit aber nicht »kraft Wein, Weib und Gesang« sich einstellte, sondern kraft des Glaubens an die aus jenem Grund aller Gründe sich ihm zusprechende Gnade und Liebe. Dafür gibt es unzählige Beweise und Belege, die zu verschweigen unsern Autor nicht so sehr seine Abneigung gegen Luther, d. h. diesen von ihm so aufgefaßten, so gezeichneten Luther, als vielmehr gegen dessen Gottesgedanken, Gotteserfahrung verleitet haben dürfte, eine fast schmerzlich berührende Vertauschung des einen Objektes mit dem andern. Was Thomas Mann sonst in diesem seinem Zerrbild an Luther beobachtet, kann ja nicht gut außer Zusammenhang mit dessen Grunderfahrung gesehen und begriffen werden.

Davon abgesehen: auch die Übertragung heute gängiger Vokabeln wie »nationalistisch« und »antisemitisch« erweckt falsche Vorstellungen beim Leser. Schließlich haben die zwischen damals und heute vergangenen vier Jahrhunderte doch erhebliche Wandlungen herbeigeführt in bezug auf das eine wie das andere Phänomen. Außerdem nimmt das Nationale, das Deutsche im Gesamtkomplex von Luthers Schriften einen ziemlich schmalen Raum ein. Er lebte im Reich und dachte reichsmäßig, und da ihn Thomas Mann auch noch dem Mittelalter zurechnet, so heißt das erst recht, daß Luther sich immer noch an eben die Ordnung gebunden wissen mußte, die Kaiser und Papst repräsentierten. Luther, meint Thomas Mann, habe die konfessionelle Einheit des Erdteiles gesprengt - wirklich Luther, wirklich Luther allein?

»Ein militanter Anwalt des Individuums . . . gegen das Objektive, die kirchliche Ordnungsmacht.« Als ob die Kirche sich nicht selber um ihr Ansehen als »Ordnungsmacht« gebracht hätte! Unwillkürlich fühlt man sich an ähnliche Passagen bei Nietzsche erinnert, der ja auch - obwohl der andern Konfession nicht weniger abhold als der lutherischen - selbst die ärgsten Renaissancepäpste noch gegen Luther in Schutz zu nehmen bereit war, während Thomas Mann in der Washingtoner Rede anstelle Luthers lieber dem »freundlichen Humanisten Leo X.« huldigte.

»Sinnlich und sinnig.« Eine ziemlich billige Koppelung. Jedes für sich ist schon fraglich, die Verbindung ist es erst recht. Denn worauf zielt das »sinnlich«? Doch wohl auf Luthers Kämpfe im Kloster, über die es einst eine ausgebreitete Literatur gab mit Anklagen hier, Verteidigungen dort. Inzwischen hat sich der Sturm gelegt, ist man auf beiden Seiten zu dem Ergebnis gekommen, daß die »fleischlichen« Anfechtungen nicht die Hauptrolle spielten bei Luthers frühen Erschütterungen. Übrigens hat er sich darüber ebenso freimütig geäußert wie später bei Beurteilung des Kloster-

lebens überhaupt, in Schriften wie Briefen. Zu besonderer Hervorhebung des »Sinnlichen« in seiner Biographie geben weder die eigenen Klosterkämpfe noch seine das Zölibat betreffenden Äußerungen eine Handhabe. Sinnlich ist der Mensch von Natur. Gerade Thomas Mann hier den Finger erheben zu sehen, das wirkt fast verwirrend. Und wenn er Luthers Ehe gemeint haben sollte, nicht minder: jedenfalls kann man sich kaum denken, daß das von ihm geplante Theaterstück das Thema vom »sinnlichen« Luther hat weiter ausspinnen sollen. Unter dem »sinnig« versteht man gemeinhin doch wohl eine kleinbürgerliche, häuslich-allzuhäusliche Lebensform, deren man Luther keineswegs bezichtigen kann, auch wenn spätere protestantische Sentimentalisierung ihn gerne in dieser Rolle - etwa als »Begründer des protestantischen Pfarrhauses« - sich vorgestellt hat. Ein so kritischer Kopf wie Thomas Mann durfte aber doch nicht auf solche Klischees hereinfallen? In der Washingtoner Rede ließ er uns hingegen, wie erwähnt, wissen, daß er sich an Luthers Tisch »wie im Hause eines Ogers« vorgekommen wäre! Ist aber ein »sinniger Oger« vorstellbar?

»Was nach ihm und von ihm kam«. Natürlich kam etwas danach, immer kommt etwas danach. Es auf eine einzige Person zurückzuführen, ist eine kaum zulässige Vereinfachung. »Die wirkliche Größe ist ein Mysterium«, sagt Jakob Burckhardt in den »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« (S. 210). Auch die von ihr ausgehenden Wirkungen - seien es gute, seien es böse - haben Anteil an diesem Mysterium, können darum nicht auf- und nicht ausgerechnet werden. Wußte Thomas Mann nichts von Luthers Ängsten und die Folgen? Nichts von seinem Bangen um das vor der Tür stehende Ende? Bartholomäusnacht und Dreißigjähriger Krieg, beides hat stattgefunden - aber doch unter Mitwirkung einer Menge anderer Faktoren, anderer Personen. Das In-Gang-Bringen weltgeschichtlicher Wenden belädt denjenigen, der den Anstoß dazu gibt, ebenso wie den, der zum Ausführenden erkoren ist, mit Verantwortung nicht nur, sondern auch mit der Last eines unergründlichen Befehls. Luther wußte von beidem. Und von den Folgen träumte er schreckliche Träume.

»Der stiernackige Gottesbarbar«. In solchen Wortzusammensetzungen tat Thomas Mann oft zuviel des Guten, eigentlich schöpferisch können nur wenige genannt werden. (Vom »anständigen Gottesfrohsinn« halleischer Theologen ist im Doktor Faustus, S. 146, die Rede.) Von den geschichtlichen Ängsten hätte Luther sich wohl gerne entbunden gesehen, die religiösen machten ihm genug zu schaffen. Tatsächlich war es sein »Geschick«, in beiden auszuharren. Er trug's mit dem Herzen und nicht mit dem Nacken.

»Ein widerborstiger Orthodoxer«. Aber die Orthodoxie kam ja erst nach ihm. Er stand im Kampf und Krieg mit Rom und dessen - von Thomas Mann nicht gemeinter - Orthodoxie. Und die von ihm in Anführungsstriche

gesetzte evangelische Freiheit war allerdings der Gegenstand, um welchen es ging. Schließlich verhält es sich mit aller und jeder Freiheit so, daß sie in Anführungszeichen gehört - wie Luther wußte! -, man kann noch weitergehen und mit Gottfried Benn sagen, daß der Mensch überhaupt »ein Wesen in Anführungszeichen« ist, was Luther ebenfalls wußte und woher es kam, daß er auch die evangelische Freiheit »nicht als einen Raub ansah«, sondern unablässig an die hohen Bedingungen erinnerte, an welche sie ein für allemal geknüpft war.

Indirekte »Begegnung« mit Luther schloß für Thomas Mann nun auch die Arbeit an seinem Roman »Joseph und seine Brüder« ein, insofern es die Jakobs- und Josefsgeschichten in Luthers deutscher Bibel waren, die ihm zu dem umfangreichen, vielschichtigen biblisch-mythologischen Werk den ersten Anstoß gaben. Hie und da hat der Erzähler Worte und Sätze des Luther-textes mit eingewoben, an anderen Stellen sich deutlich des Tonfalles und Satzgefüges eben dieses Textes bedient - kurzum: die Begegnung mit dem Dolmetscher Luther, dem er, wie wir hörten, unbedingten Respekt entgegenbrachte, ist in diesem Buch auch dichterisch fruchtbar geworden, in welchem Maße, das zu beantworten, bedürfte es genauerer Untersuchung der beiden Josephsbände, worauf wir uns nun aber nicht mehr einlassen können.

Ich sprach oben davon, daß Thomas Mann sich Luther mit »widerwilliger Werbung« genaht habe. Vielleicht darf das als eine mögliche Formel für den, wie aus den beigebrachten Werk- und Brieftexten doch wohl schlüssig hervorgeht, in Thomas Manns Leben und Laufbahn auffällig oft zutage tretenden Umgang mit Luther gelten. Noch einmal bestätigte sich Herders denkwürdige Meinung: »daß, seitdem Luther schrieb, jeder Deutsche, wenn er vom bessern Teil der Nation gelesen sein will, evangelisch, protestantisch, lutherisch schreiben muß, und wenn er es auch wider Willen täte« (Adrastea, 4, 11802).

Anders ausgedrückt: eine Betroffenheit durch Luther wird in Thomas Manns Werk und Leben spürbar, die über das Ja zu Luthers sprachlicher Gewalt und Meisterschaft hinaus wie über das Nein zur inkommensurablen Persönlichkeit des Reformators hinaus doch wohl »etwas von Liebe« offenbart. Von jener Liebe mindestens, die zwar nicht allein, aber auf unvergleichliche Weise, das Wunder geschichtlicher Kontinuität bewirkt - gar nicht selten auch dann, wenn der Betroffene, wie Thomas Mann, dagegen meint protestieren zu müssen mit den Worten: »Ich liebe ihn nicht.«

(Wird fortgesetzt.)